

**HEYNE** <

## DAS BUCH

Erholung muss sein. In diesem Fall von einer heißen Begegnung mit einem Kollegen am weißen Antillenstrand von Curaçao, bevor die Flugbegleiterin sich wieder neun Stunden lang um die Bedürfnisse der Gäste auf dem Flug zurück nach Amsterdam kümmern muss. Das Leben ist schön. Als weinend ihre Schwester Anouk anruft, ist nichts mehr, wie es war. Die Schwester ist ernsthaft krank, und Sara soll Anouk und deren Sohn zur Seite stehen. Doch wie geht das, wenn man bisher nur sorglos vor sich hin genossen hat? Und was zählt wirklich im Leben?

Zum Lachen und zum Weinen: Eine berührende und gleichzeitig unterhaltsame Geschichte über die Liebe, das Leben und zwei ungleiche Schwestern.

## DIE AUTORIN

Mariette Middelbeek, geboren 1983, studierte in Utrecht Journalistik und arbeitet seitdem in der Zeitschriftenwelt und als Autorin. In den Niederlanden schaffte es *Das Leben ist jetzt* sofort auf die Bestsellerliste.

Mariette Middelbeek

# ***Das Leben ist jetzt***

Aus dem Niederländischen  
von Christiane Burkhardt

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe TURBULENTIE  
erscheint bei Uitgeverij Marmer, Ga Baarn, Belgien

Deutsche Erstausgabe 11/2011  
Copyright © 2009 by Mariette Middelbeek  
Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München in der Ver-  
lagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung eines  
Fotos von © Thinkstock  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen

eISBN 978-3-641-07868-3

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

# 1

*»Meine Damen und Herren, in wenigen Minuten landen wir auf dem Flughafen von Curaçao. Im Namen von Kapitän van der Loo und seiner Crew bedanke ich mich, dass Sie mit Dutchman Air geflogen sind. Wir hoffen, Sie bald wieder an Bord begrüßen zu dürfen, und wünschen Ihnen einen angenehmen Aufenthalt auf Curaçao.«*

Das sollte klappen, denke ich, während ich das letzte Gepäckfach schließe. Ich werfe einen Blick aus dem kleinen Fenster des Flugzeugs und sehe das herrlich blaue Meer in der grellen Sonne glitzern. Das kann ich jetzt wirklich gut gebrauchen – zwei Tage entspannen an einem schneeweißen Strand.

Ich ziehe den Vorhang zur Business Class auf und befestige ihn. Meine Kollegin Miranda Straatman wirft mir einen missmutigen Blick zu. Ich habe keine Ahnung, was ich jetzt schon wieder falsch gemacht habe, aber sie hat es schon seit Beginn dieses Fluges auf mich abgesehen. Ich schenke ihr jenes gekünstelt strahlende Lächeln, das ich normalerweise bei unangenehmen Passagieren anknipse. Amüsiert beobachte ich, wie ihr Gesicht noch missmutiger wird.

Ich laufe zur Bordküche, wo Elise Kleijn ein Fach nach dem anderen zuklappt und abschließt. Sie macht ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter.

»Ist irgendwas?«, frage ich.

Elise knurrt. »Irgendwann tu ich ihr noch etwas an.«

»Oh, du meinst Miranda. Nimm es nicht persönlich.«

»Das habe ich schon während der letzten neun Stunden versucht, aber irgendwann ist auch meine Geduld zu Ende. Was hat sie nur?«

Ich zucke die Achseln, während ich meine Schürze weg-räume und meinen himmelblauen Blazer anziehe. Mein Namensschild sitzt verkehrt herum, also drehe ich es um. Sara Doesburg, *Flight Attendant*. An seinem Anblick kann ich mich heute noch erfreuen.

»Ich weiß, was los ist«, sagt Elise. »Ich habe schon gemerkt, dass sie ein Auge auf den van der Loo geworfen hat. Aber das kann sie gleich abhaken: Hast du gesehen, was die für dicke Waden hat? Und dazu einen Arsch wie ein Brauereipferd.«

Elise hat recht. Miranda sieht aus wie eine Wurst in einer viel zu engen himmelblauen Pelle. Zumindest im Vergleich zu Elise und mir, wobei ich stolz darauf bin, dass ich meine Kleider nach wie vor eine Größe kleiner trage als Elise. Über diesen Unterschied beschwert sie sich schon, seit wir uns während der Ausbildung kennenlernten und anfreundeten, aber sie ist nun mal nicht so diszipliniert wie ich.

Elise ist noch nicht fertig. »Van der Loo würdigt sie keines Blickes. Hast du ihn dir eigentlich schon genauer angesehen? Er sieht gut aus. Meiner Meinung nach geht er regelmäßig ins Fitnessstudio.«

»Hm?«, sage ich scheinbar zerstreut. Ich habe keine Lust, mit Elise über den Piloten zu reden. Es ist schon der

ganzen Crew aufgefallen, dass der Kapitän, der früher ein wenig träge war, seit Neuestem eine auffällige Ähnlichkeit mit George Clooney aufweist – mit dem Unterschied, dass er noch keine grauen Haare hat. Ich habe es selbst auf ihn abgesehen. Mir ist auch nicht verborgen geblieben, dass er schon ein paarmal bewundernd in meine Richtung geschaut hat – auch heute verfehlt die Kleidergröße 36 ihre Wirkung nicht. Das ist der Grund, warum ich mich in jedem Hotel, in dem ich bin, schon bei Nacht und Nebel im Fitnessraum quäle, während andere noch stöhnend im Bett liegen, weil sie einen solchen Kater haben.

»*Cabin crew, take your seats!*«, tönt es durch das Flugzeug. Ich spüre, dass es steil abwärtsgeht. Elise und ich verlassen an entgegengesetzten Enden die Bordküche und klappen die Crew-Sitze neben dem Notausgang herunter. Ich sitze gegenüber der Familie mit dem Baby, das die ersten fünf Stunden des Fluges durchgeschrien hat. Anschließend hat das Balg den Teppich vollgekotzt, sodass ich auf die Knie gehen und die Bescherung aufwischen musste. Trotzdem lächle ich sie unverwandt an und frage mich, wie man nur auf die Idee kommen kann, sich ein Kind anzuschaffen. Allein die Figur, die man davon bekommt!

Ich sehe aus dem Fenster. Die Erde kommt jetzt schnell näher und ich bereite mich auf die Landung vor. Als die Räder aufsetzen, beginnen ein paar Passagiere zu klatzen. Ein Mann steht auf und will schon sein Gepäck aus dem Fach holen. Während Elise ihn ermahnt, sitzen zu bleiben, frage ich mich, warum es immer einen gibt,

der die Aufforderung »Bitte anschnallen!« nicht begreift. Wir rollen zum Gate, und als das Flugzeug zum Stillstand kommt, gibt es kein Halten mehr. Während sich die Crew erhebt, springen überall Passagiere auf, obwohl der Pilot das Ansnallzeichen noch nicht ausgeschaltet hat. Ich belasse es dabei. Je früher hier alle Mann raus sind, desto besser. Mir reicht's für heute!

»*Cabin crew, doors may be opened.*«

Elise und ich nehmen unsere Plätze am Ausgang ein, während Miranda die große, schwere Tür öffnet. Anschließend baut sie sich wichtigtuerisch vor uns auf und verabschiedet sich von den Passagieren. Elise macht einen Schritt nach vorn, ihr spitzer Schuh stößt gegen Mirandas Ferse.

»Oh, das tut mir leid«, sagt sie zuckersüß. »Ich hatte dich nicht gesehen.«

Ich muss mich schwer beherrschen, um mir nichts anmerken zu lassen. Miranda presst die Lippen aufeinander.

Als auch der letzte Passagier ausgestiegen ist, kommen die drei Piloten aus dem Cockpit. Kapitän van der Loo, der jetzt, wo die Passagiere weg sind, einfach nur Robert heißt, läuft vorneweg. Miranda, Elise und ich schauen ihn gleichzeitig an und setzen unser verführerischstes Gesicht auf.

»Meine Damen«, sagt er leicht amüsiert.

Dann geht er an uns vorbei.

Elise hebt die Hand. »Der gehört mir.«

»Schauen wir mal«, murmele ich. Miranda wirft mir einen vernichtenden Blick zu.

»Da wären wir also wieder im Sea Sight Inn.« Elise lässt den Griff ihres Koffers los. Das Ding fällt mit einem lauten Knall zu Boden. »Mistding!«, motzt sie. »Wann kriegen wir endlich mal anständige Koffer?«

»Komm schon, hör auf zu jammern!«, sagt jemand hinter uns. Wir drehen uns gleichzeitig um. Robert lacht uns an, sein Gesicht zeigt keinerlei Spuren von Müdigkeit, während ich mich nach dem langen Flug und der Hitze auf den Antillen müde und verschwitzt fühle. Und so soll mich Robert eigentlich nicht sehen.

Ich drehe mich wieder zum Portier um. »Sara Doesburg.«

Schnell fülle ich das Formular aus, unterschreibe und reiße ihm meinen Zimmerschlüssel förmlich aus der Hand. Ich habe noch viel vor mit Robert, aber erst möchte ich duschen und ein paar Stunden schlafen.

Auf meinem Zimmer werfe ich einen kurzen Blick nach draußen. Das Sea Sight Inn macht seinem Namen alle Ehre. Ich schaue aufs himmelblaue Meer und einen herrlich weißen Strand. Mit einem Ruck ziehe ich den Vorhang vor.

Ich ziehe meinen Blazer aus, knöpfe meine Bluse auf und lege alles auf den Rattansessel in der Zimmerecke. Anschließend nehme ich einen Bügel aus dem Kleiderschrank und hänge meinen Rock auf. Den muss ich auf dem Rückflug wieder anziehen, und wenn ich nicht aufpasse, muss er in die Reinigung. Dutchman Air hat entschieden, dass die Stewardessen das selbst bezahlen müssen.

Ich ziehe einen Bademantel an, gehe auf den Balkon und hänge den Rock zum Auslüften auf. Für einen Moment bleibe ich stehen und inhaliere die Meeresbrise, lasse

zu, dass mir die Sonne das Gesicht wärmt. Am Strand ist viel los, keine einzige Liege ist noch frei. Zum Glück habe ich keine Lust, an den Strand zu gehen. In Malaysia hielt ich es einmal für eine gute Idee, nicht in meinem Zimmer, sondern auf einer Strandliege zu schlafen. Am helllichten Tag. Mein Gesicht war rot und geschwollen, und eine Stunde danach begann sich die Haut bereits zu pellen. Es war furchtbar, zumal sich einer der hübschesten Kopiloten schwer ins Zeug gelegt hatte, um bei mir zu landen, und ich eigentlich genau an diesem Abend aufhören wollte, so zu tun, als sei ich schwer zu haben. Doch stattdessen saß ich auf meinem Zimmer, gab vor, eine Migräneattacke zu haben, und versuchte, meine krebsrote Haut mit Gurkenscheiben zu kühlen.

Mich fröstelt, als ich an das schreckliche Erlebnis denke, und ich gehe schnell zurück in mein Zimmer. Das einzig Gute daran ist, dass ich nie mehr vergesse, eine Sonnencreme mit Schutzfaktor 30 einzustecken.

Ich werfe den Bademantel aufs Bett und gehe unter die Dusche. Die Hotelseife riecht nach nichts, trotzdem fühle ich mich sauber, als ich mich einseife. Meine Haare wasche ich allerdings nicht mit dem Hotelshampoo. Keine Ahnung, was die da reinton (oder eben nicht reinton) – danach hat man einen kaum zu bändigenden Haarfilz auf dem Kopf. Deshalb habe ich immer mein eigenes Shampoo dabei, das man nur beim Friseur bekommt.

Als ich nach einer Viertelstunde die Dusche ausmache, ist meine Haut rosig, und ich will nur noch ins Bett. Ich schlage die Bettdecke zurück und möchte gerade unter die blütenweißen Laken schlüpfen, als es an der Tür klopft.

Widerwillig ziehe ich den Bademantel an. Genervt streiche ich die nassen Haare aus dem Gesicht.

» *Who's there?* «

Geantwortet wird auf Holländisch. »Mach auf.«

Mein Atem stockt. Robert. Ich werfe einen sehnsüchtigen Blick auf das große Doppelbett. Eigentlich bin ich zu müde, aber ich sehe ihn in Gedanken bereits auf der Bettkante sitzen, den Kopf schräg legen und mit einladender Geste auf das Bett weisen. Vor lauter Vorfreude schlägt mir das Herz bis zum Hals. Ich kann jetzt nicht schlafen. Sonst geht er noch zu Elise, oder schlimmer noch, zu Miranda.

Ich mache auf. »Oh, hallo Robert!«, sage ich, als hätte ich ihn gar nicht erwartet. Das ist ein Spiel, das seine Wirkung nie verfehlt. Piloten gefallen sich, wie vielleicht alle Männer, in der Vorstellung, etwas erobert und bezwungen zu haben – sei es nun eine Landebahn oder eine besonders attraktive Stewardess (auch wenn das jetzt Eigenlob ist).

Seine Art, die Brauen hochzuziehen, ist dermaßen sexy, dass der letzte Rest Müdigkeit schlagartig verschwunden ist. Ich bin sechsundzwanzig – schlafen kann ich noch genug, wenn mich jenseits der dreißig mein Aussehen allmählich im Stich lässt.

Ich trete einen Schritt zur Seite. »Komm rein. Willst du was trinken?«

In der Minibar finde ich genügend Gin und Tonic, um zwei Longdrinks zu mixen. Wortlos reiche ich Robert sein Getränk. Anschließend setze ich mich aufs Bett, winkele ein Bein an und setze mich darauf. Mein Bademantel fällt ein Stück weit auf und gibt das andere Bein frei, das

dank der vielen Cardio- und Krafttrainingstunden schlank und muskulös ist. Zufrieden beobachte ich, wie das Bild, das ich abgebe, seine Wirkung erzielt. Robert nimmt drei große Schlucke von seinem Longdrink und stellt das Glas dann mit einem lauten Knall auf den Nachttisch. Wir verschwenden keine Zeit mit solchen Banalitäten wie einem Gespräch.

Er zieht am Gürtel meines Bademantels, der sich jetzt vollständig öffnet. Routiniert mache ich die Knöpfe seines Oberhemdes auf. Nach nur zehn Sekunden liegt das Kleidungsstück auf dem Boden – und das mit nur einer Hand! Ich kann stolz auf mich sein.

Meine Hände gleiten über Roberts knackigen Po, während seine mit meinen Brüsten beschäftigt sind. Er ist ein Kenner, das merke ich gleich. Genau so habe ich mir das vorgestellt.

»Meine Güte, bist du scharf!«, stöhnt er in mein Ohr.  
»Das wollte ich in Schiphol schon tun.«

Fünf Minuten später ist alles vorbei. Vom Bett aus sehe ich zu, wie er seine Hose anzieht und den herrlichen Po wieder verstaubt. Wir haben zwei Tage Zeit. Ich hoffe, ihn mindestens noch fünf Mal wiederzusehen.

»Bis später!«, sagt Robert, nachdem er sein Oberhemd übergezogen und es schief zugeknöpft hat. Mit einem Knall fällt die Tür hinter ihm zu.

Ich stehe auf und springe zum zweiten Mal unter die Dusche, anschließend schlüpfe ich nackt unter die Decke. Die muss sein, da die Klimaanlage auf Hochtouren läuft. Ich werfe einen Blick auf mein Telefon und will eigentlich schon das Licht ausmachen, als ich sehe, dass ich eine SMS

bekommen habe. Von Anouk, meiner drei Jahre älteren Schwester.

*Ich muss übermorgen ins Krankenhaus und mich untersuchen lassen... Das fand der Hausarzt besser. Mist! Wie ist es bei Dir? Schön warm? XA.*

Krankenhaus? Hausarzt?

Oh, Mist, das hatte ich ganz vergessen! Anouk hatte etwas in ihrer Brust ertastet und war völlig in Panik geraten. Ich habe ihr gesagt, es sei bestimmt nichts Schlimmes, aber sie wollte unbedingt zum Arzt gehen.

*Schnell schicke ich eine SMS zurück. Mist! Aber es ist bestimmt nichts Ernstes, Du bist viel zu jung für schlimme Krankheiten. Hier ist es herrlich. Sonne, Meer, Strand, Männer. XS*

Bestimmt schickt sie mir übermorgen eine SMS, dass ich recht hatte und dass alles in bester Ordnung ist. Sie ist wahnsinnig jung, außerdem gibt es in unserer Familie keinen Krebs. Aber Anouk ist nun mal empfindlicher als ich. Als unser Vater völlig unerwartet an einem Herzinfarkt starb, wollte sie sich unbedingt gründlich durchchecken lassen, um sicherzugehen, dass mit ihrem Herzen alles in Ordnung ist. Sie war fest davon überzeugt, dasselbe zu haben wie Papa, obwohl sie fünfzehn war und er zweiundvierzig. Erst nachdem der Arzt sie gründlich untersucht hatte, wagte sie, zu glauben, dass sie nicht sterben würde.

Mein Telefon piept erneut.

*Wie schön! Viel Spaß. Und drück mir die Daumen.*

Falls die Untersuchung nicht zu nachtschlafender Zeit hier auf den Antillen stattfindet, werde ich das bestimmt

tun. Ich schicke ihr eine SMS, dass sie sich darauf verlassen kann, und mache mein Handy aus. Dann lösche ich endlich das Licht. Schlafen.

»Kommst du noch?« Elise klopft an meine Tür. »Es sind schon alle an der Bar.«

»Immer mit der Ruhe, bitte, ich bin gleich da.«

Ich vervollständige mein Make-up und trete einen Schritt zurück, um das Ergebnis im Spiegel zu betrachten. Heute bin ich am Strand schon schön braun geworden, und dann steht einem sowieso alles besser. Auch das magentafarbene Neckholder-Kleidchen, das ich gerade trage. Ich habe es letzten Monat in Los Angeles gekauft und führe es zum ersten Mal aus. Heute Abend habe ich noch viel vor, und dafür ist dieses Kleid genau richtig.

Im Unterschied zu Elise haben meine Pläne nichts mehr mit Robert zu tun. Als ich wach wurde und mich auf den Balkon setzte, um die schöne Aussicht zu genießen, sah ich, wie er am Strand mit der Stewardess einer russischen Fluggesellschaft rumknutschte. Ich will mich ja nicht anstellen und erwarte auch keine ewige Treue, aber das Mädchen war höchstens siebzehn, und Robert ist mindestens vierzig.

Gleich nachdem Robert mit seiner minderjährigen Eroberung verschwunden war, sah ich, wie Roberts Kopilot Patrick ins Meer sprang. Ich habe vor, mir diesen Körper heute Abend noch etwas genauer anzuschauen.

Elise hat sich ganz auf unseren Flugkapitän konzentriert und klopft so heftig, dass sie mir die Tür beinahe einschlägt.

»Ich komm ja schon, ich komm ja schon!«, sage ich seufzend. Nach einem letzten Blick in den Spiegel greife ich nach meiner Clutch und mache das Licht aus.

Elise sieht demonstrativ auf die Uhr, als ich den Flur betrete. Ich habe ihr schon so oft erklärt, dass man besser nicht zur selben Zeit wie alle anderen eintrifft, außer, man möchte den Eindruck erwecken, dass man sonst nichts zu tun hat. Wenn man später kommt – am besten eine halbe Stunde –, sieht es so aus, als hätte man sich nur mit Mühe loseisen können, um die anderen mit seiner Anwesenheit zu erfreuen. Je später man kommt, desto größer die Überlegenheit, aber in Elises Kopf geht das einfach nicht hinein.

Wir gehen hinunter in die Bar auf der anderen Seite der Straße, wo sich nicht nur unsere Crew, sondern auch das Personal anderer Fluggesellschaften versammelt hat. Ich komme um vor Durst, und während ich spüre, dass wir beobachtet werden, laufe ich auf meinen silbernen hochhackigen Sandaletten zum Tresen. Elise folgt mir auf dem Fuße.

»Er gehört eindeutig mir«, sagt sie eine Viertelstunde später, als sie sich mit dem dritten Cosmopolitan genügend Mut angetrunken hat. »Ich weiß, dass er es auch will. Er starrt mich die ganze Zeit an.«

Sie wirft den tausendsten »unauffälligen« Blick auf Robert und das Grüppchen aus Piloten und Stewardessen, mit dem er an der Bar sitzt.

»Warum setzen wir uns dann nicht dazu?«

Elise sieht mich an, als wäre ich wahnsinnig. »Sollen die doch zu uns rüberkommen! Sobald ich mich Robert an-

biete, ist es vorbei. Er muss sich einbilden, mich verführt zu haben.«

Diese Theorie stammt von mir, aber ich lasse sie in dem Glauben, dass sie selbst draufgekommen ist.

Elise lässt Robert nicht aus den Augen. »Ich bin mir sicher, dass sich unter diesem T-Shirt ein beeindruckender Waschbrettbauch verbirgt.«

Ich könnte ihr den Waschbrettbauch und andere ebenfalls nicht zu verachtende Körperteile genau beschreiben, aber ich halte den Mund. Elise würde ohnehin nichts davon mitbekommen, da sie viel zu sehr damit beschäftigt ist, lässig zu wirken.

Während ich Roberts Blicken gekonnt ausweiche, konzentriere ich mich auf Patrick, der neben ihm sitzt und einen Tequila nach dem anderen bestellt. Das ist der Vorteil am ständigen Jetlag: Trinken geht immer – man hat ohnehin das Gefühl, dass ständig Samstagabend ist.

Ich nehme einen großen Schluck von meinem Mojito und sehe, dass Patrick mich anschaut. Gut, sehr gut! Genau darauf bin ich aus. Langsam fahre ich mir mit der Zunge über die Lippen, um den Rest Mojito verschwinden zu lassen.

Bingo. Er kommt auf mich zu.

»Noch zehn«, keuche ich. »Noch neun, acht, sieben...« Ächzend lasse ich mich auf der Matte nach hinten fallen. Mein Kopf dröhnt im Rhythmus der hämmernden Musik. Den letzten Cocktail hätte ich lieber nicht bestellen sollen.

»Noch sechs!«, ermahne ich mich streng. Schweißnass richte ich mich für die letzten Sit-ups auf. Meine Bauch-

muskeln fühlen sich an, als könnten sie jeden Moment reißen, so wie zu straff gespannte Gummibänder, aber ich darf nicht aufgeben.

»Noch einer. Aaaaah.« Mit einem erleichterten Seufzen lasse ich mich fallen und schaue auf die Uhr. Fünfundzwanzig Minuten, nicht schlecht. Es ist kurz vor acht Uhr morgens, und ich habe mein Work-out bereits absolviert.

Zufrieden greife ich nach meinem Handtuch und strebe in Richtung Umkleide und einer wohlverdienten Dusche. Im Spiegel betrachte ich mich selbst. Meine ansonsten makellose sonnengebräunte Haut ist rot vor Anstrengung und mein haselnussbraunes Haar hängt mir klatschnass ins Gesicht. Ich umfasse prüfend meine Oberarme. Das Gewichtstraining hat sich ausgezahlt. Anschließend werfe ich einen kritischen Blick auf meinen Bauch. Ich achte auf jedes Anzeichen sich entwickelnder Speckröllchen, kann aber erfreulicherweise keine entdecken. Zum Glück! Ich habe keine Lust, noch mehr als die hundert Sit-ups zu machen, die ich jetzt schon absolviere. Ansonsten müsste ich weniger essen, aber mein strikter Ernährungsplan, der drei gesunde Mahlzeiten pro Tag und höchstens zwei Zwischenmahlzeiten erlaubt, lässt sich kaum noch reduzieren. Höchstens um den Alkohol, aber den brauche ich einfach, damit mir die Arbeit noch Spaß macht.

Ich drehe mich um und kontrolliere meine Pobacken. Andere Frauen vergessen diese beiden Körperteile manchmal, aber ich lasse sie nicht aus den Augen. Die viele Zeit, die ich im Bikini verbringe, erfordert einen straffen Po. Ich spanne meine Muskeln an. Sie sind stahlhart, genau wie ich sie haben will.

Als die Tür aufgeht, lege ich mir schnell ein Handtuch um. Miranda kommt herein. Sie wirft mir einen missbilligenden Blick zu und läuft dann wortlos an mir vorbei.

»Machst du Sport?«, frage ich zuckersüß.

»So wie immer.« Ihre Stimme klingt scharf, so als wollte sie mich warnen, noch mehr zu sagen. Angesichts ihrer Figur hätte ich gedacht, dass Miranda 1995 zum letzten Mal Sport getrieben hat, aber ich habe einen Kater und kein Interesse an einem Streit. Obwohl ich schon große Lust hätte, sie zu fragen, ob sie wirklich glaubt, einmal Sport zu treiben genüge, um die Figur zu bekommen, auf die Robert steht. Sie hat mindestens Größe 40.

Ich wickele das Handtuch extra eng um meinen Körper, um die Figur zu betonen, und gehe duschen. Noch bevor ich das Wasser angestellt habe, höre ich, wie Miranda die Tür zum Fitnessraum laut hinter sich zuknallt.

Ach, ich kann ihre schlechte Laune verstehen. Ich habe gestern Abend erfahren, dass Miranda zweiunddreißig ist und sich nichts sehnlicher wünscht als einen Mann, ein Kind und einen schokobraunen Labrador, der das Postkartenidyll vervollständigt. Das mit dem Labrador weiß ich nicht so genau, aber sie wünscht sich auf jeden Fall eine Familie. Doch noch fehlt der Mann dazu, wodurch sich die Sache mit dem Kind schwierig gestaltet. Sie könnte sich einen Hund anschaffen, aber das ist für eine allein-stehende Stewardess nicht gerade praktisch.

Als ich mich mit der gleichen geruchlosen Hotelseife wie der auf meinem Zimmer einseife, fällt mir ein, dass ich ihr die Telefonnummer von meinem Exfreund Tygo geben könnte. Wenn sie unbedingt heiraten und Kinder kriegen

will, ist sie bei ihm an der richtigen Adresse, denn er will genau dasselbe.

Und das ist auch der Grund, warum Tygo mein Ex ist. Wenn ich irgendwas nicht will, dann jetzt so einen Hosenscheißer. Allein die Vorstellung, ständig einen Babysitter organisieren zu müssen, wenn man essen gehen will! Etwas spontan zu unternehmen, kommt dann nicht mehr infrage. Außerdem müsste ich dann bestimmt auf meine interkontinentalen Flüge verzichten, weil ich sonst zu lange von zu Hause weg wäre. Dabei habe ich so geschuftet, um die attraktivsten Flüge zu bekommen! Dass ich mich wieder mit Linienflügen nach Barcelona zufriedengebe, um so oft wie möglich in meinem eigenen Bett zu schlafen, kommt gar nicht infrage.

Ich schließe die Augen, genieße das warme Wasser und denke an Tygo. Ständig hat er mich um ein Baby angefleht, darum, dass ich seine Frau werde. Beim dritten Mal habe ich meine Sachen gepackt. Dass ich zum Geburtstag kleine weiße Babysöckchen bekam, hat auch nicht gerade geholfen. Anders als von Tygo erhofft, verspürte ich nicht das plötzliche Verlangen, diese Söckchen mit Leben zu füllen. Im Gegenteil, ich bekam es sofort mit der Angst. In diesem Moment beschloss ich auch, die nächsten zehn Jahre noch nicht an Kinder zu denken und mich erst anschließend dafür oder dagegen zu entscheiden. Noch tendiere ich eher dagegen und kann mir gar nicht vorstellen, dass der Moment jemals kommen wird, an dem ich freiwillig auf meine Freiheit verzichte.

Tygo dagegen war schwer enttäuscht, die Hoffnung auf ein gemeinsames Kind begraben zu müssen. Er rief ständig

bei mir an und schickte mir SMS-Nachrichten. Erst nachdem ich ihm die Babysöckchen mit dem Hinweis zurückgeschickt hatte, er solle sich lieber eine andere Mutter für sein Kind suchen, kamen die Anrufe seltener. Jetzt hat er schon seit einem Monat nichts mehr von sich hören lassen, und das ist wirklich rekordverdächtig.

Ich überlege ernsthaft, ihn mit Miranda zu verkuppeln. Tygo ist zwar zwei Jahre jünger, aber das ist eher ein Vorteil, denn so haben sie alle Zeit der Welt, die zehn Kinder zu kriegen, die er sich zu wünschen scheint. Andererseits habe ich nicht die geringste Lust, mit Tygo zu sprechen, und ich fühle mich auch nicht für Mirandas Glück verantwortlich. All diese Leute mit Kinderwunsch – ich möchte nichts damit zu tun haben.

Bestens gelaunt mache ich die Dusche aus.

Eine Stunde später liege ich am Strand. Ich habe es mir mit der neuesten *Vogue* und einem Liter Mineralwasser in einer Hängematte bequem gemacht. Heute will ich mal rein gar nichts tun, außer mich ab und zu im Meer abzukühlen, wenn es mir in der Sonne zu heiß wird.

Ich setze meine große Chanel-Sonnenbrille auf und schlage die *Vogue* auf. Aber ich habe noch keine Zeile gelesen, als ich höre, wie sich jemand nähert.

»Kommst du mit ins Wasser?« Robert läuft in einer knappen Badehose mit einem potthässlichen orangefarbenen Streifenmuster vorbei. Wer hat die denn ausgesucht? Mevrouw van der Loo? Aber das wäre nur vernünftig: Wäre ich mit einem Piloten verheiratet, würde ich ihn mästen und ihm die hässlichsten Badehosen aussuchen,

damit er möglichst unattraktiv aussieht. Obwohl Mevrouw van der Loo bestimmt nicht weiß, dass ihr Mann regelmäßig gar nichts anhat – am liebsten ganz weit weg auf seinem Hotelzimmer und in Anwesenheit einer attraktiven Stewardess. So wie viele Piloten, warum ich auch nie einen heiraten werde. Auch keinen Kopiloten, obwohl ich mich gestern Abend bestens mit Patrick amüsiert habe. Nachdem Elise es endlich geschafft hatte, Robert auf sich aufmerksam zu machen, brachten sie keine zehn Pferde mehr von ihm weg. Ich konzentrierte mich inzwischen auf Patrick und fragte mich, wie ich den nur so lange übersehen konnte. Er ist hübscher als Robert und zehn Jahre jünger. Er hat zehn Mal so viel Ausdauer, und das ist, wie ich heute Nacht feststellen durfte, auch nicht unangenehm.

Ich hebe meine Chanel-Brille ein Stück und werfe Robert einen kühlen Blick zu. »Das Meerwasser macht meine Haare so trocken.«

Er zuckt die Achseln und geht weiter. Kurz darauf läuft Elise vorbei. In den Wellen bespringt sie ihn von hinten. Er kommt genervt hoch und watet wieder an Land. Elise bleibt schmollend im Meer zurück.

»*Good morning Sunshine.*«

Mit einem Ruck drehe ich den Kopf. Patrick steht hinter mir, er trägt eine dunkelblaue Badehose. Der Anblick seines muskulösen Oberkörpers beschert mir Herzklopfen.

»Hi«, sage ich.

»Kommst du mit ins Wasser?«

Robert geht missgelaunt vorbei und hört die Frage. »Sie kann nicht, davon werden ihre Haare so trocken.«

»Wie bitte?«

Ich winke ab. »Nichts. Natürlich komme ich mit ins Wasser.«

Ich klettere aus meiner Hängematte und gehe zum Meer. Patrick läuft schräg hinter mir. Ich spüre, wie seine Blicke über meinen Körper gleiten, und ziehe den Bauch noch mehr ein. Wir fliegen erst um acht Uhr abends los, haben also noch alle Zeit der Welt...

Ich laufe ins lauwarme Meer. Sehnsüchtig werfe ich einen Blick auf Patricks leicht gebräunten Körper. Wasser spritzt mir entgegen. Obwohl es kindisch ist, spritze ich zurück. Er grinst und ich erwidere sein Lachen. Dann spüre ich seine großen Hände um meine Taille. »Wir haben noch Stunden Zeit, bevor wir wieder arbeiten müssen.«

»Ja.«

Mehr Worte sind auch gar nicht nötig. Ich verlasse das Meer, gefolgt von Patrick. Ich wickle mir einen Pareo um und gehe mit ihm aufs Zimmer. Auf dem Flur treffen wir Miranda. Sie will zum Strand und hat ein dickes, hochliterarisches Buch unterm Arm. Mir kommt in den Sinn, dass man als Stewardess mit Kleidergröße 40 bestimmt viel Zeit für solche Bücher hat.

Patrick macht die Tür zu seinem Zimmer auf. Die Klimaanlage läuft auf Hochtouren und ich fröstele. Er umarmt mich von hinten. »Gleich wirst du nicht mehr frieren, das verspreche ich dir.«

Sein Ehering bleibt beinahe an meinem Nabelpiercing hängen, als er mich energisch umdreht.

Ich nehme einen Schluck von meiner Piña Colada und sehe von meiner Hängematte genüsslich aufs Meer hinaus. Bald

muss ich mich neun Stunden lang um die Wünsche all der ausgelassenen, betrunkenen, asozialen Touristen im Flugzeug kümmern. Ein Cocktail, mit dem ich mir die nötige Kraft dafür antrinke, ist da wohl noch erlaubt. Ich sehe, dass Elise und Saskia – eine befreundete Stewardess, die heute mit einem Flug aus der Dominikanischen Republik kam und auch mit der DA4431 zurückfliegt – auf der Hotelterrasse dasselbe tun.

Langsam geht die Sonne unter, der Tag neigt sich dem Ende zu. In einer halben Stunde muss ich meinen Koffer packen, meine Stewardessenuniform anziehen und wieder dieses künstliche Lächeln anknipsen, das verbirgt, wie nervig wir die Passagiere wirklich finden.

Ich werfe einen Blick auf das nun fast saphirblaue Meer, das da und dort glitzert, als ob Hunderte von Lämpchen unter der Wasseroberfläche versteckt wären. Ich kann mich nicht beklagen, ich habe einen tollen Beruf. Ohne die nervigen Passagiere würde ich jetzt nicht hier in der Hängematte liegen: in der einen Hand den Cocktail und nur eine Hängematte weiter der hinreißende Kopilot. Vielleicht kralle ich ihn mir nachher noch.

Plötzlich ertönt eine Konservenversion der niederländischen Nationalhymne. Ich suche unter mir nach meinem Handy. Als ich es endlich gefunden habe, sehe ich, dass Anouk anruft. Während mir dämmert, dass es in den Niederlanden bereits elf Uhr abends ist und Anouk normalerweise nie so spät anruft, sage ich fröhlich: »Hallo, Schwester!«

Erst höre ich nichts. »Hallo?«, frage ich verzweifelt. »Hal-lo?«

Dann höre ich das Geräusch, eine Mischung aus Schluchzen und Sprechen von jemandem, der stark erkältet zu sein scheint.

»Anouk? Bist du das?«

»S-sara?«

»Ja, Nouk, was ist denn? Warum weinst du?«

Wieder höre ich einen Augenblick lang nichts. Mich beschleicht ein unangenehmes Gefühl. Als Anouk das letzte Mal so geweint hat, hatte ihr damaliger Freund sie mit seiner Ex betrogen. Obwohl ihr gemeinsamer Sohn Max gerade mal drei Wochen alt war, hatte Anouk ihren Freund sofort vor die Tür gesetzt. Soweit ich weiß, hat sie danach höchstens noch zweimal mit ihm gesprochen. Er hat Max nie wieder zu Gesicht bekommen. Aber das ist jetzt vier Jahre her.

»Nouk?«, frage ich erneut.

Plötzlich habe ich unsere Mutter am Telefon.

»Sara?«

Ich sitze senkrecht in der Hängematte. Mama ist vor ein paar Monaten ans andere Ende der Niederlande gezogen und dürfte eigentlich gar nicht bei Anouk sein.

»Was ist passiert?«

»Das Mammographieergebnis ist gar nicht gut. Der Arzt hat einen Knoten entdeckt und eine Punktion vorgenommen. Er ist bösartig. Es ist ein Tumor.«

Einen Moment bin ich sprachlos.

»Was?«

»Wir waren den ganzen Tag im Krankenhaus, und es wurden bereits mehrere Untersuchungen vorgenommen. Anouk hat Brustkrebs. Wir wissen noch nicht welchen,

denn die Zellen werden noch analysiert. Trotzdem muss er so schnell wie möglich behandelt werden.«

»Aber...« Ich will etwas sagen, weiß aber nicht, was. Brustkrebs? Anouk ist keine dreißig! Und selbst Dreißigjährige bekommen keinen Brustkrebs, dafür sind sie noch viel zu jung. Oder vielleicht doch? Ich habe nicht die leiseste Ahnung, ich weiß nur, dass meine Schwester gefälligst keinen bekommen darf.

»Liebling, ich weiß, dass das ein Schock für dich ist. Wie für uns alle. Aber das Wichtigste ist jetzt, dass Anouk so schnell wie möglich mit der Behandlung beginnt. Dann hat sie gute Überlebenschancen.«

Mir stockt der Atem. Überlebenschancen?

»Wie meinst du das?«

»Die Mammographie hat ergeben, dass der Tumor schon ziemlich groß ist, was bedeutet, dass er sich schon länger entwickelt hat. Wenn er schnell entfernt wird und anschließend eine hochdosierte Chemotherapie erfolgt, sind die Chancen gut, dass die Krebszellen zerstört werden. Aber dafür muss der Tumor erst einmal operabel sein. Vielleicht muss sie erst bestrahlt werden, damit der Tumor kleiner wird.«

Ich blinzele, um das Bild von Tausenden von Zinnsoldaten zu verdrängen, die in glänzendem Harnisch gegen den Bösewicht zu Felde ziehen.

Chemotherapie und Bestrahlung sind zwar Worte, die ich mit Krebs in Verbindung bringe, trotzdem habe ich nicht die geringste Ahnung, was das genau bedeutet.

»Und sonst?«, frage ich heiser.

»Daran wollen wir jetzt noch gar nicht denken«, sagt

meine Mutter mit fester Stimme. Erst da begreife ich, wie ernst die Lage meiner Schwester ist.

»Ich möchte mit Anouk sprechen.«

»Gleich. Liebling, ich weiß, dass du geschockt bist und dass du das erst mal alles verarbeiten musst, aber wir haben nicht viel Zeit. Anouk muss sich im Krankenhaus behandeln lassen, und obwohl ich das noch nicht mit Sicherheit weiß, kann es sein, dass sie eine Weile dort bleiben muss.«

»Wenn sie dort gut versorgt wird, sollte sie das auch tun!«, rufe ich kämpferisch.

»Ganz meine Meinung!«, sagt meine Mutter. »Anouk weiß auch, dass es sein muss, es gibt da nur ein Problem.«

»Was denn für ein Problem? Mam, sie wohnt in Amsterdam. Wo ist da das Problem? Die besten Krankenhäuser liegen gleich um die Ecke.« Zumindest glaube ich das. Ich habe mich noch nie wirklich damit beschäftigt. Aber die Uniklinik hat doch einen guten Ruf?

»Das stimmt, aber das Problem ist ein anderes: Ich wohne natürlich nicht mehr in der Nähe, und irgendjemand wird sich um Max kümmern müssen, wenn Anouk im Krankenhaus liegt.«

»Das stimmt.« Nachdenklich klopfe ich mit dem Finger gegen meine Lippen. »Ich werde überlegen, ob mir noch jemand einfällt. Kann ich Anouk jetzt sprechen?«

»Saar«, sagt meine Mutter. »Auf Anouk kommen schwere Zeiten zu, aber auch auf Max. Anouk wäre wesentlich beruhigter, wenn sich jemand um ihn kümmert, den er kennt. Sie will nicht, dass er von Fremden betreut wird.«

»Aber du wohnst am anderen Ende des Landes! Das ist doch wirklich nicht praktisch. Max muss in den Kindergarten. Kann ihre Freundin das nicht tun? Diese, äh – Mieke!«

»Mieke ist letztes Jahr nach Dubai ausgewandert.«

»Oh, stimmt. Und was ist mit Els? Max versteht sich auch gut mit Els.«

Meine Mutter stößt einen lauten Seufzer aus. »Els hat drei kleine Kinder und ist frisch geschieden. Das geht nicht.«

»Tja, dann weiß ich vorerst auch nicht weiter. Ich denk drüber nach, einverstanden?«

»Sara, ich ...« Meine Mutter lässt eine kurze Pause entstehen. »Ich dachte da an dich. Anouk wäre zutiefst beruhigt, wenn du dich um Max kümmern würdest.«

Mein Mund wird trocken. Ich? Ich soll auf meinen Neffen aufpassen? Ich verstehe, dass er betreut werden muss, jetzt, wo Anouk nicht für ihn sorgen kann. Aber in meinem Leben ist wirklich kein Platz für ein Kind. Ich kann ihn doch nicht allein lassen, wenn ich fliegen muss?

»Max muss irgendwo untergebracht werden, Saar«, sagt Mama. Ihre Stimme klingt ein wenig drängend. Ich fühle mich unter Druck gesetzt. Das arme Kind, es ist gerade mal vier, und jetzt so etwas! Aber dass ich mich vorübergehend um meinen Neffen kümmere, kommt gar nicht infrage. Das geht einfach nicht.

In dem Moment, in dem ich das einwenden will, meint meine Mutter: »Wir reden ein andermal weiter. Hier ist Anouk.«

»Ach, Süße!«, sage ich, als ich meine schluchzende

Schwester am Apparat habe. »Wie furchtbar. Aber ich bin mir sicher, dass alles gut wird. Das geht gar nicht anders.«

»Es ist so schlimm!«, sagt Anouk mit zitternder Stimme. »Ich habe solche Angst. Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Du darfst auf keinen Fall aufgeben. Wie schlimm es auch ist – alles wird gut. Wir sind schließlich auch noch da. Mama und ich, meine ich. Wir bringen dich da durch.«

»Und was ist mit Max?«, fragt Anouk. »Wenn ich nicht mehr bin, hat er gar niemanden mehr.«

»So darfst du nicht reden! Du wirst immer für ihn da sein, auf jeden Fall die nächsten fünfzig Jahre, und danach ist er alt genug, um für sich selbst zu sorgen.«

Aber ich kann Anouk nicht beruhigen.

»Ich will noch nicht sterben. Ich bin verdammt nochmal nicht mal dreißig!« Sie fängt wieder an zu weinen.

»Du wirst auch nicht sterben!«, sage ich, aber dann habe ich plötzlich wieder meine Mutter am Telefon.

»Wann kommst du morgen nach Hause?«, fragt sie.

»So gegen Mittag. Dann werde ich Anouk sofort besuchen, einverstanden?«

»Sie muss um vier für weitere Untersuchungen ins Krankenhaus. Vielleicht ist das Ergebnis der Biopsie dann auch schon da. Könntest du auf Max aufpassen?«

Ich schlucke. Will sie mir so Max unterjubeln? Denn darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.

»Es ist doch nur für ein paar Stunden«, sagt meine Mutter, als ich dazu schweige.

Wahrscheinlich ist das kein geeigneter Moment, um mich zu beklagen, also sage ich: »Natürlich, mach dir

keine Sorgen, ich kümmere mich schon um ihn. Alles wird gut, Mam. Halt die Ohren steif!«

Als ich auflege, ist Patrick verschwunden. Aber was spielt das schon für eine Rolle? Ich habe sowieso keine Lust mehr.

## 2

Ich weiß auch nicht, warum ich klinge, als ich vor Anouks Haustür stehe. Normalerweise nehme ich meinen Schlüssel und mache selbst auf, aber heute empfinde ich das irgendwie als unpassend. Vielleicht habe ich Angst, mich ganz normal zu verhalten, weil für Anouk nichts mehr normal ist.

»Hast du deinen Schlüssel vergessen?«, fragt sie, als sie mir die Tür öffnet.

Ich starre sie fassungslos an, so als hätte ich nicht damit gerechnet, dass sie noch ganz normal mit mir redet.

»I-ich ...«

»Ach komm rein, du verrücktes Huhn! Auch wenn ich krank bin, musst du mich noch lange nicht anstarren wie ein Gespenst!« Sie umarmt mich. Ich erwidere die Umarmung, aber erst als ich merke, dass sie nicht entzweibricht, wage ich es, sie so richtig zu drücken. Sie sieht kein bisschen krank aus, und von der traurigen Anouk von gestern ist auch nichts mehr zu sehen.

»Entschuldige«, sage ich. »Ich weiß nicht recht, wie ich mich verhalten soll. Ich hab mich gestern furchtbar erschrocken. Mama sprach auf einmal von Überlebenschancen. Aber das ist Unsinn, denn du wirst nicht sterben.«

»Da bin ich ganz deiner Meinung«, erwidert meine

Schwester. »Dafür ist aber noch einiges zu tun. Na komm, lass uns nach oben gehen. Wir haben noch genug Zeit, um über Krankheiten und andere Wehwehchen zu reden, jetzt machen wir es uns erst mal gemütlich.«

Als ich zwei Treppen höher in Anouks Wohnzimmer stehe, umarmt mich meine Mutter ebenfalls. Sie drückt mich länger als sonst.

»Schau mal, Oma!« Max kommt aus dem Schlafzimmer angerannt. Er hat irgendetwas Selbstgebasteltes in der Hand, das er meiner Mutter zeigen will. Leider stolpert er über ein Feuerwehrauto, das im Weg liegt, und fällt auf sein Kinn. Er krabbelt noch ein Stück weiter und hält dann kurz vor der Wand inne.

Sofort verlegt er sich aufs Brüllen.

»Oh, mein armer Schatz.« Meine Mutter steht neben ihm und nimmt ihn hoch. »Komm, da kommt ein Küsschen drauf.« Sie gibt Max' Kinn einen Kuss. Das Brüllen geht in Schluchzen über, und als Mama ihm die Tränen abgewischt hat, ist Max auch schon wieder verstummt. Sie setzt ihn ab. Er starrt mich mit einer Mischung aus Neugier und Schüchternheit an und schlingt die Arme um das Knie meiner Mutter.

»Hi, Max«, sage ich. »Wie geht's?«

Max lacht verlegen und antwortet nicht.

»Er muss sich erst an dich gewöhnen«, sagt Anouk. »Das geht gleich vorbei.«

So oft sehe ich Max auch wieder nicht. Wenn ich in Holland bin, versuche ich in der Regel, mich zu einer Uhrzeit mit Anouk zu verabreden, in der mein Neffe nicht so



Mariëtte Middelbeek

## **Das Leben ist jetzt**

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-07868-3

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Der Bestseller aus den Niederlanden: Was macht das Leben lebenswert?

»Das Leben ist jetzt.« Das ist das Motto der Stewardess Sara, die jeden Tag genießt, keinen Flirt mit Piloten auslässt und keine Frau ist, die sich niederlassen möchte. Kinder? Auf keinen Fall! Ihre komfortable Welt wird mit einem erschütternden Anruf auf den Kopf gestellt: Ihre Schwester ist an Brustkrebs erkrankt und die alleinstehende Mutter bittet sie, während der Krankenhausaufenthalte auf Sohn Max aufzupassen. »Das Leben ist jetzt« bekommt eine ganz neue Bedeutung.